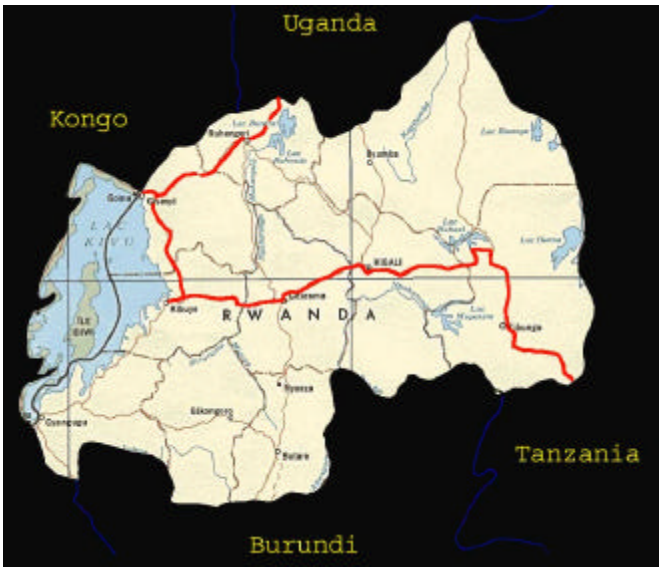
Newsletter 9 – Rwanda

01. November 2003 bis 09. November 2003

Landkarte: Rwanda und seine Nachbarstaaten



Legende:
Rot = Reiseroute
Blau = Landesgrenzen

Rwanda ist das „Land der tausend Hügel“. Seine Vulkankegel und grünen Berge erheben sich bis in die Unendlichkeit immer neu. Gleich einem Tuch, das vom Wind verweht und in Falten geworfen, hier auf der Erde liegen geblieben ist. Durch die Regenwälder der Vulkane streift die Hälfte der letzten noch lebenden Berggorillas. Eifrige Farmer legen auf jedem verfügbaren Acker Plantagen an. In den Niederungen sorgen unzählige tiefblaue Seen für Farbkleckse. Auf einer Fläche, die kleiner ist als das Bundesland Brandenburg, leben etwa acht Millionen Einwohner. Damit ist Rwanda eines der am dichtesten besiedelten Länder des afrikanischen Kontinents. Der Weltgemeinschaft hat sich der Staat durch endlose Fehden zwischen den Stämmen der Hutu und Tutzi ins Gedächtnis gebrannt. Sie gipfelten 1994 im Völkermord an mehreren hunderttausend Menschen.

Nicht nur eine natürliche Grenze: Rusumu Falls

Das Büro liegt im Dunkeln. Der Beamte der Einwanderungsbehörde in Tanzania hat seine Stirn auf der Tageszeitung abgelegt. Sein Kopf ruht reglos auf dem Schreibtisch. Der Mann hat einen tiefen Schlaf. Wir räuspern uns vernehmlich, um auf uns aufmerksam zu machen. Nachdem er die Orientierung wiedergefunden hat, werden wir zügig abgefertigt.

Die Hügel Rwandas zeugen vom Fleiß der Bevölkerung: Die Felder sind bestellt

Mit dem Landy überqueren wir nun die Brücke nach Rwanda und können während der Überfahrt (halten oder gar aussteigen ist nicht erlaubt) einen Blick auf die Rusumu-Wasserfälle erhaschen.
Ich werde mir schlagartig der Tatsache bewusst, dass ich für die nächsten Tage die Unterhaltung mit Einheimischen alleine bestreiten muss, denn in Rwanda ist französisch angesagt. Sehr zu Stefans Unmut, denn er ist es seit Monaten gewohnt den Afrikanern ein Loch in den Bauch zu fragen. Mit Freuden stellen wir fest, dass wir als Deutsche hier kein Visum brauchen. Das wird zur Abwechslung einmal ein billiger Grenzübergang. Der Beamte der Einwanderungsbehörde stolpert über Stefans Doktor-Titel im Reisepass. Die sich anschließende Konversation ist wert, sie hier wörtlich zu zitieren:
Beamter: „Oh, du bist Mediziner?“
Stefan: „Nein“
Beamter (stutzt): „Wofür ist der Titel denn dann?“
Stefan (schmunzelt): „Computerwissenschaften“
Beamter (denkt eine Weile nach. Dann huscht ein Lächeln der Erkenntnis über sein Gesicht): „Stimmt! Dass Computer Viren bekommen können, habe ich auch schon gehört.“

Der Zollbeamte lässt auf sich warten. Er sei unterwegs und es könne zwei Stunden dauern. Wir bewaffnen uns mit Lektüre und machen es uns auf einer Mauer gemütlich. Unser erster Besucher ist ein Geldwechsler. Stefan befragt ihn nach seinem Kurs. Das Angebot ist nicht schlecht, aber eben auch nicht besonders gut. Stefan versucht zu feilschen, aber der Bursche ist keck und antwortet: „Wenn ich dir den selben Kurs gebe wie die Bank mir, dann verdiene ich ja nichts.“ So viel Ehrlichkeit muss belohnt werden. Wir tauschen unsere verbliebenen Tanzania-Schilling bei ihm gegen Rwanda-Schilling ein. Die nächsten beiden Einheimischen wollen Souvenirs verkaufen. Der Eine, mit dem losen Mundwerk, soll die Touristin ansprechen. Der Zweite hält sich scheu im Hintergrund, im Arm kitschig bemalte Holzschalen. Weil ich schon weiß was kommt, drehe ich den Spieße einfach um, stürze auf den Schüchternen zu, rufe „ein Geschenk, oh wie nett“ und nehme mir eine seiner Schüsseln. Er reißt die Augen weit auf, mir die Schüssel aus der Hand und beide verschwinden so schnell wie sie gekommen sind. Dann taucht ein Typ auf, der sich genötigt fühlt uns neuerlich zu erklären, dass der Zollbeamte nicht da ist. Uns beschleicht das Gefühl, dass ein Muzungu (=Weißer) der Zeit mitbringt für die Einheimischen ein ungewohntes Bild abgibt. Normalerweise wird von uns wohl erwartet, dass wir mit einem Geldschein wedeln, woraufhin sich der Zollbeamte sofort aus dem Nichts materialisiert. Wir antworten mit einem freundlichen Hakuna Matata (=kein Problem) und vertiefen uns in unsere Lektüre. Kaum eine viertel Stunde später ist der Zollbeamte wieder da.
Während die Einheimischen Grenzgänger den kritischen Blick in den Kofferraum erdulden müssen, werden wir am Schlagbaum einfach durchgewinkt.

Politischer Exkurs -
Vom Genozid zum Gacaca: Ein Land arbeitet seine Geschichte auf

In den Bergwäldern Rwandas lebte ursprünglich das Pygmäenvolk der Twa. Die kleinen Menschen waren Jäger und Sammler. Als sich im 11. Jahrhundert die Hutu, ein Bauernvolk, in Rwanda niederließen, teilten sich die beiden Stämme das Land in friedlicher Koexistenz. Etwa dreihundert Jahre später traten die Tutsi auf den Plan. Dieses kriegerische Hirten-Volk aus dem Norden lebte hauptsächlich von der Rinderzucht. Recht bald unterwarfen sie die Hutu und zwangen ihnen ihr streng hierarchisch gegliedertes Gesellschaftssystem auf. Fortan bildeten wenige Tutsi die aristokratische Oberschicht unter der die Bevölkerungsmehrheit der Hutu lebte.
Die Ankunft David Livingstons und Henry Morton Stanleys läutete in Rwanda die koloniale Ära ein. 1899 wurden Rwanda, Burundi und Tanzania zu Deutsch-Ostafrika zusammengeschlossen. Nach dem ersten Weltkrieg ging Rwanda jedoch an Belgien über. Die Belgier nutzen den Machtanspruch der Tutsi für sich und machten sie zu Marionetten der kolonialen Administration. Eine Kehrtwende trat erst kurz vor Ende der Kolonialzeit ein, als die Belgier, um demokratische Verhältnisse zu schaffen, nunmehr die Hutu-Mehrheit förderten. So gelangten mit der Unabhängigkeit Rwandas 1962 die Hutu erstmals an die Macht. Die Tutsi jedoch gaben ihre Privilegien nur ungern auf und gründeten Guerilla-Truppen die Hutu-Gemeinden regelmäßig überfielen und ausraubten. Diese Gewalt erzeugte Gegengewalt. Tausende Tutsi wurden ermordet und Zehntausende flohen in die Nachbarstaaten Uganda und Burundi.
Im ugandischen Exil formierte sich die Rebellenarmee der Tutsi, die „Front Patriotique Rwandais (FPR)“. 1990 startete diese 5000 Mann starke Truppe eine Invasion. Nur mit Hilfe eingeflogener Truppen aus Frankreich, Belgien und dem Kongo konnten die Regierungstruppen der Hutu diesen Putschversuch niederschlagen. Die Invasion wiederholte sich jedoch ein Jahr später. Diesmal waren die Tutsi-Rebellen besser vorbereitet und gut ausgerüstet.
Unter dem Druck des nun schon Jahrzehnte andauernden Bürgerkrieges kam der Präsident Rwandas zu der Überzeugung, dass nur eine Teilung der Macht mit den Tutsi das Land dauerhaft befrieden würde. Er berief 1994 eine Konferenz ein, zu der auch Tutsi-Vertreter der FPR geladen wurden. Bei seiner Rückkunft von diesem Treffen wurde die Maschine im Landeanflug auf den Flughafen Kigali abgeschossen. Mit ihm starb der Präsident Burundis. Es konnte nie aufgeklärt werden wer hinter dem Attentat steckt. Es wird aber spekuliert, dass extremistische Hutu, denen die Konsensfähigkeit der Regierung zu weit ging, die Hinrichtung veranlasst haben. Dieses Ereignis trat eine Welle der Gewalt los, in deren Verlauf, Schätzungen der UN zufolge, 800 000 Rwander getötet wurden. Das entspricht etwa jedem 10. Einwohner. Der systematische Genozid, den die Hutu an den Tutsi verübten, wurde begleitet von Hinrichtungen all derjenigen Hutu, die verdächtigt wurden, mit den Tutsi zu sympathisieren. Was die Treibjagd gegen die Tutsi beispiellos macht ist die Tatsache, dass sich gewöhnliche Hutu (Frauen, Männer und sogar Kinder) an den Gewalttaten beteiligten. Dorfbewohner mussten sich vor ihren Nachbarn verstecken. Tausende suchten Zuflucht in Kirchen und Schulen – vergeblich. Täglich wurden Menschen gefoltert, verstümmelt und an Ort und Stelle ermordet. Das ganze Ausmaß der Tragödie wurde in der Hauptstadt Kigali ersichtlich. Hier verfaulten die Leichen der Misshandelten mitten auf der Straße. Der Gestank verwesenden Menschenfleischs hing über der ganzen Stadt.

Wer konnte, rettete sich über die Grenzen zum Kongo, nach Burundi oder Tanzania. Eine weitere Flüchtlingswelle wurde ausgelöst, als die Tutsi-Rebellen der FPR die Macht in Rwanda übernahmen. Hutu-Regierungstruppen sowie Hutu-Kriegsverbrecher verließen aus Furcht vor Repressalien das Land. Die Flüchtlingslager bewegten sich mit 2 Millionen Menschen jenseits aller Kapazitätsgrenzen.

Heute, 10 Jahre nach der Katastrophe, ist Rwanda mit der Aufarbeitung der Geschichte und ihrer Folgen beschäftigt. Die Atmosphäre in vielen Dörfern ist angespannt, denn Angehörige der Opfer und die Täter müssen als Nachbarn zusammen leben. Zurückgekehrte Flüchtlinge haben Mühe eine neue Existenz aufzubauen. Die Nationalparks, die unter Wilderei litten, erholen sich nur langsam. Und in den Gefängnissen warten noch immer mehr als 100 000 Menschen auf ihren Prozess. Diese Fälle alle vor Staatsgerichten zu verhandeln würde länger dauern, als die Lebenszeit der meisten Insassen. Bei der Rechtsprechung bedient sich der Staat daher einer Einrichtung aus vorkolonialer Zeit: Dem *gacaca.* Dieses Dorfgericht, stets im Freien abgehalten, schlichtete früher Zwistigkeiten zwischen den Parteien innerhalb einer Dorfgemeinschaft. Ziel war nicht die Strafe, sondern den Frieden im Dorf wieder herzustellen. So soll es auch heute sein. Ungeachtet aller Schwierigkeiten ist die Regierung bemüht ein Gesellschaftssystem zu etablieren, in dem es für jeden einen Platz gibt. Die Parole lautet: „Es gibt keine Tutsi und keine Hutu mehr, hier leben nur Rwander“.
Inzwischen ist auch der Tourismus als zartes Pflänzchen wieder aufgekeimt. Besonders beliebt sind die Besuche bei den vom Aussterben bedrohten Gorillas, die Dian Fossey berühmt gemacht hat.
Wir wünschen dem Land vor allem Stabilität. Wie die Geschichte mehrfach bewiesen hat, sind die Schicksale der Länder Rwanda, Uganda, Burundi und Kongo durch ethnische Bande eng miteinander verknüpft. Die unsichere Lage im Kongo sowie in Burundi zeigt, dass die Region noch nicht über den Berg ist.
(Quellen: Lonely Planet „East Africa“, Diercke „Länderlexikon“, Westermann Verlag, GEO 6/2003)

Rwanda hinter Glas: Impressionen einer Autofahrt

Hoppla! Nach sechs Monaten fahren wir wieder auf der rechten Straßenseite. Das ist gewöhnungsbedürftig. Anstrengend wird die Fahrt aber vor allem, weil wir einen Ort mit Hotel erreichen müssen. (In Rwanda gibt es derzeit noch keine Campingplätze und Bushcamping ist nicht zu empfehlen.) Der Verkehr auf den Straßen ist dicht, denn Rwander sind immer unterwegs: Zu Fuß oder auf dem Fahrrad, ihre Lasten auf dem Kopf tragend oder in Handkarren verstaut. Kinder laufen zur Schule, Frauen von der Feldarbeit nach Hause, junge Männer hüten Ziegen oder Rinder am Straßenrand. Es wird langsam Abend und all die dunklen Menschen in ihrer dunklen Kleidung sind für uns immer schwerer zu erkennen.

In Rwanda wird viel Tee angebaut.

Auf dem Weg zur Hauptstadt passieren wir immer wieder Dörfer. Die Menschen bleiben verwundert stehen, sobald sie unser Auto sehen. Die Kinder schreien aufgedreht „Muzungu“ und die Erwachsenen lächeln uns freundlich aus müden Augen an. Ich kann nicht treffsicher die vermeintlich größeren, drahtigen Tutsi von den kleineren, stämmigen Hutu unterscheiden. Ihre Körper verraten uns eher, dass alle, ungeachtet der Rassenzugehörigkeit, ein hartes Leben führen.
Rwander sind fleißig. Fast alle grünen Hügel, die an uns vorüberziehen, sind bewirtschaftet. Neben ausgedehnten Teeplantagen sehen wir viele Felder mit Bananenstauden. Die Kochbanane ist hier Grundnahrungsmittel. Rwandische Frauen machen daraus eine nahrhafte Masse, die Matoke genannt wird. Unser Urteil: Etwas süßer als der geschmacklose Brei, den die östlichen und südlichen Nachbarn aus Kasawa oder Mais herstellen, aber immer noch sehr fad. Zur Leibspeise wird es jedenfalls nicht avancieren.

Wir kommen an einem Straßenbautrupp vorbei. Hier arbeiten Männer in rosa-farbenen Uniformen. Einheimische klären uns auf, dass es sind dabei um Sträflinge handelt. Ein Tutsi-Aufseher mit uraltem Gewehr sitzt gelangweilt in ihrer Nähe. Es gibt nichts für ihn zu tun. Keinem der „Flamingos“, wie die Kinder sie scherzhaft nennen, wäre mit einer Flucht geholfen. In ihre Dörfer können sie nicht zurück.

Kigali: Dünne Pizzas und dicke Füße

Rwandas Hauptstadt Kigali zählt 340 000 Einwohner. Die Stadt ist weitläufig und die Bauten sind über viele Hügel verteilt. Besonders schön ist das Flair bei Nacht, wenn sich die Lichter in den Häusern über die Erhebungen ausbreiten. Wir genießen diese Atmosphäre bei „Sole Luna“, dem Restaurant eines waschechten Italieners. Hier gibt es neben Pizzas mit hauchdünnem Boden sogar Capuccino. Wir essen, wie so oft in den letzten Tagen, bei Kerzenschein, denn in Rwanda sind Stromausfälle am Abend eher die Regel als die Ausnahme.
In Kigali zu leben ist nicht günstig. Das Preisgefüge ist dabei bisweilen etwas merkwürdig. Viele Nahrungsmittel, mit Ausnahme von Matoke, sind sehr teuer. Das Internet aber ist supergünstig. Die Blackcontinent-Auszeichnung „teuerster Diesel“ (0,81 US-Dollar pro Liter) geht eindeutig an Rwanda. (Nur noch übertroffen von „gar kein Diesel“ in Zimbabwe).

Die Rache der Madonna

Wir können die Hauptstadt nicht verlassen, ohne eine Werkstatt getestet zu haben (Stoßdämpfer die X-te, außerdem muss der Oberlenker geprüft werden). Die Land Rover-Niederlassung in Kigali, die hauptsächlich Merzedes-Benz betreut, wurde bis vor kurzem von einem Schwaben aus Möhringen geleitet. Der Ex-Chef ist heute anwesend und erzählt uns von seinen Jahren in Burundi und Rwanda. Zur Zeit überwacht er den Service für die Straßenbaufahrzeuge der STRABAG, bevor er dann zur Weihnacht, nach 15 Jahren Afrika, endgültig ins Ländle zurückkehrt. Seinen Job in der Werkstatt hat inzwischen ein Italiener übernommen. Wir sollen sein Temperament bald kennen lernen. Die Werkstatt-Jungs haben nicht immer die richtigen Mittel. So wird eine abenteuerliche Konstruktion aus Holzbalken und Metall-Dreibeinen errichtet, um die Hinterachse unseres Landy über der Grube aufzubocken. Stefan und ich halten uns in sicherer Entfernung auf. Als „il chefe“ das Konstrukt zu Gesicht bekommt, werden wir Zeuge einer seiner zahlreichen Tobsuchtsanfälle. Laut und vernehmlich beschimpft er nicht nur seine Mitarbeiter, sondern, wie in Italien üblich, auch die heilige Mutter Gottes. Mit „porca la madonna“ verleiht er seiner Frustration über afrikanische Zustände Ausdruck. Die einheimischen Mitarbeiter verstecken sich derweil hinter den zu reparierenden Fahrzeugen und schmunzeln. Die Madonna ist aber heute auch nicht so gelassen wie sonst und verlangt ein adäquates Opfer. Einige Zeit später verliert Stefan das Gleichgewicht und stürzt in die dem Landy benachbarte Grube. Jetzt ist selbst der Chef sprachlos. Wir hingegen machen noch Witze, bis wir am Abend die Diagnose stellen: Bänderriss am linken Fuß.

Wir brauchen dringend Landeswährung. Der Schwarzmarkt auf den Straßen Kigalis blüht. Nachdem wir uns lange im Gewirr der Einbahnstraßen verloren haben, finden wir doch noch die richtige Ecke. Stefan humpelt los, um das Geschäft zu machen. Ich bemühe mich unterdessen mit all den traurigen Gesichtern derer fertig zu werden, die an unsere Scheiben klopfen. Junge Mädchen und ältere Frauen, in zerlumpten Kleidern, die ihre rotznasigen Babies in Tüchern auf dem Rücken tragen und um Geld betteln. Ich fühle mich wieder einmal ohnmächtig und bin froh, diesen Ort kurz darauf verlassen zu können.

Kivu-See : „Pas de bananes“

Stefan nimmt missmutig auf dem Beifahrersitz Platz. Das wird wohl für eine Weile so bleiben, denn sein linker Fuß ist nicht zu gebrauchen. Ich freue mich über die breite Teerstraße. Sie verfügt über einen Mittelstreifen, Leitplanken und sogar ein Abflusssystem für Regenwasser. Das kann nur eines bedeuten und das große Schild am Straßenrand bestätigt unsere Vermutung: „sponsored by the european union (EU)“. Man müsste meinen, dass dieser Highway stark befahren ist, aber die einzigen Fahrzeuge die uns entgegenkommen sind selbstgebastelte Roller. Sie bestehen komplett aus Holz und ihre jugendlichen Besitzer sind darauf stolz wie Oskar.

Stolzer Besitzer eines Holzrollers

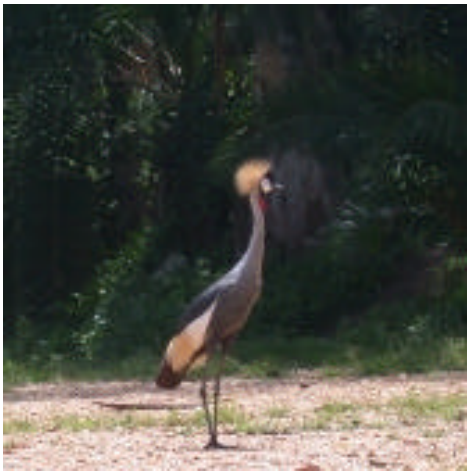
Die Rekonvaleszenz des Bänderriss-Opfers

Das Kivu Guest House liegt direkt am Südufer des Kivu-Sees. Auf dem riesigen Grundstück können wir uns ungestört ein paar Tage niederlassen. Da die Regenzeit inzwischen angebrochen ist, schlagen wir sogar zum ersten Mal unser Tarp auf. Das Spiel mit dem Wind erweist sich dabei als eher nervenaufreibend.

Der Kivu-See ist etwa fünf mal so groß wie der Bodensee. Sein Wasser ist tiefblau und die Landschaft ringsum sattgrün. Kleine und größere dicht mit Bäumen und Sträuchern bewachsene Inseln erheben sich wie Elefantenrücken mitten aus dem See. Sie geben der Szene etwas schottisches. Wenn die Gewitter heranrollen und der Himmel sich schwarz färbt, die Sonne dabei aber helle Strahlen auf das saftige Grün der Inseln wirft, wünsche ich mir Malerin zu sein, um diese Szene würdig einfangen zu können. Währenddessen fliegen weiße Ibisse im Formationsflug majestätisch über unsere Köpfe hinweg.

Gewitter-Stimmung am Kivu-See

Die Regenschauer sind stets nur von kurzer Dauer. Wenn der Himmel wieder blau ist, habe zumindest ich Spaß im See. Er ist erfrischend kühl und weckt die Lebensgeister.



Tägliche Besucher: Die Kronenkraniche

Kronenkraniche statten uns jeden Abend einen Besuch ab. Gemeinsam genießen wir dann das Farbspektakel der untergehenden Sonne.

Im Foyer des Guest House steht ein Fernseher mit Satelliten-Anschluss. Auf dem Programm steht ein Klassiker von Woody Allen, in der englischen Originalfassung. Es gibt keine französischen Untertitel. Zwei Einheimische sitzen davor und sehen sich den Film in voller Länge an, sie lachen nicht ein einziges Mal.

Frühstücksidyll

Das Guest-House scheint für Rwander die gehobene Adresse. Wir beobachten, wie sich hier Schlipsträger zum Meeting oder reiche Großfamilien zu Feierlichkeiten einfinden. Die Speisekarte ist umfangreich und vor allem die Vorspeisen sehr lecker. Es gibt alles was das Herz begehrt, mit Zutaten, die in Rwanda nicht leicht zu bekommen sind. Dies ist um so bemerkenswerter, als in jedem anderen Restaurant von 22 Gerichten grundsätzlich nur eines zu haben ist. Wie erstaunt sind wir daher über die Reaktion, als wir Abends zum Nachtisch gebackene Bananen bestellen wollen. Die Dame vom Service befindet lakonisch „nous n´avons pas de bananes“. Ich sehe Stefan ungläubig an. „Wirf einen Stein in eine beliebige Richtung und du wirst eine Bananenstaude treffen, aber in diesem Restaurant gibt es heute keine Bananen!“

Badezimmerambiente mit Regenbogen

Noch im Halbschlaf habe ich den Eindruck, dass das Bett wackelt. Von einem Augenblick auf den nächsten bin ich hellwach. Irgendwer macht sich an unserem Auto zu schaffen. Ich reiße die Vorhänge beiseite aber der Wutausbruch bleibt mir im Hals stecken. Zwei Buben, nicht älter als acht Jahre, nur Fetzen am Leib, sind mit einem Blecheimer voll Wasser damit beschäftigt unser Auto zu putzen. Ich schaue auf die Uhr, es ist noch nicht einmal Sechs. Sie tun mir leid, ihre Idee ist grundsätzlich nicht schlecht, aber es ist einfach zu früh und so schicke ich sie trotzdem fort. Sie unternehmen im Laufe des Tages keinen weiteren Versuch und mir bleibt nur das schlechte Gewissen.
Am Tag unserer Abreise sind sie plötzlich wieder da. Sie halten sich in einiger Entfernung unter einem Baum auf und warten. Als wir abfahren, machen sie sich über den Plastiksack mit unseren Abfällen her.

Ruengeri: Gorillas im Nebel

Wir sind unterwegs zum Parc National des Volcans. Hier hatte Dian Fossey ihre Forschungsstation, hier studierte sie das Verhalten der Berggorillas (Gorilla beringei beringei). Wo könnte die Naturerfahrung mit diesen Primaten authentischer sein? Die Fahrt nach Ruengeri führt am Ostufer des Kivu-Sees entlang. Von den hohen Bergrücken haben wir eine gigantische Aussicht über den See. An einer besonders schönen Stelle wollen wir rasten. Noch bevor wir unsere Snacks ausgepackt haben sind wir bereits umringt von Einheimischen. Kinder und Erwachsene tauchen wie aus dem Nichts auf und bilden eine Traube vor unserem Wagen. Individualdistanz ist hier offensichtlich kein Begriff. Nach 10 Minuten geben wir entnervt auf. Bisher hat niemand ein Wort mit uns gewechselt, aber als wir uns zur Abfahrt bereit machen, fordern mehrere Erwachsene lautstark Geschenke ein. Je weiter wir nach Norden in die touristischeren Bezirke vordringen, um so häufiger werden diese Forderungen. Das Betteln hat hier bisweilen den Charakter eines Volkssports, denn auch augenscheinlich besser situierte Erwachsene beteiligen sich daran.

Blick über den Kivu-See und seine „Elefantenhügel“

Auf Tuchfühlung mit nahen Verwandten

Der größte Feind der Gorillas ist der Mensch. Abholzung, Besiedlung der Waldgebiete, Ackerbau und vor allem die Wilderei haben dazu geführt, dass die Primaten in ihrem Bestand extrem gefährdet sind. Die letzten schätzungsweise 650 Berggorillas leben heute in Nationalparks. Das zusammenhängende Waldgebiet mit einer Fläche nicht größer als New York, verteilt sich auf die Länder Rwanda, Uganda und die Demokratische Republik Kongo und liegt damit im Epizentrum menschlicher Auseinandersetzungen.

Dian Fossey war die erste Gorilla-Rechtlerin. Ihre Umgebung musste mit ansehen, wie sie zunehmend vom Hass gegen die Wilderer aufgezehrt wurde. Ihr fast 20 Jahre andauernder, unbarmherziger Einsatz zum Schutz der Gorillas kostete sie schließlich das Leben. (Filmtipp: “Gorillas in the mist”; Der Film besticht nicht nur durch großartige Aufnahmen von den Gorillas, sondern vermittelt dem Zuschauer auch ein gutes Gefühl dafür, wie sich das Leben in Rwanda gestaltet.)

Morgenstimmung im Nationalpark der Vulkane

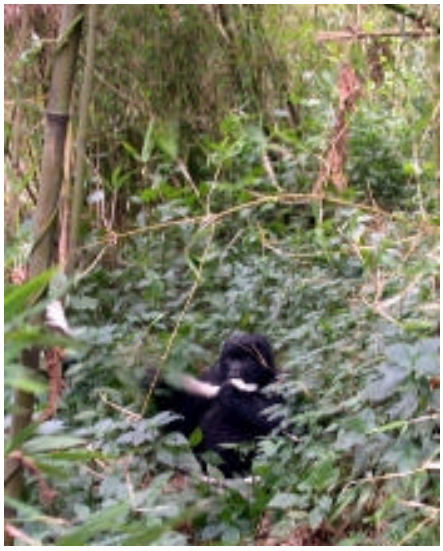
Mein Zusammentreffen mit den Gorillas beginnt an einem frühen Sonntag Morgen im November. Gegen 5.30 Uhr, die Sonne ist gerade über den Horizont geklettert, wecke ich Stefan und den Landy. Ich genieße die Morgenröte und freue mich über einen wolkenlosen Himmel. Wir fahren los in Richtung „Parc National des Volcans“. Der Morgennebel hängt über den Feldern und hüllt die Vulkankegel in einen weißen Schleier. Die ersten Einheimischen sind auch schon unterwegs. In braune Decken gehüllt, hungrig (viele Afrikaner essen nur einmal täglich, am Abend) noch müde und fröstelnd schleichen sie am Straßenrand entlang.
Im Buchungsbüro in Ruengeri wurde mir gesagt, ich soll mich um 7 Uhr im Headquarter der Parkverwaltung einfinden. Dort würde alles geregelt. Außer ein paar Rangern, die heute Wanderungen in die Vulkanberge führen, ist jedoch niemand da. So haben Stefan und ich doch noch Zeit für ein gemeinsames Frühstück. Um 8 Uhr erscheint dann das Personal. Ich trenne mich von 250 US Dollar und werde, gemeinsam mit einem Amerikaner und zwei Briten, dem Führer Francis zugeteilt. Er erklärt uns, dass es im Park vier Gruppen gibt, die an Menschen gewöhnt sind. Wir werden heute die Amahoro-Gruppe besuchen.
Gorillas leben typischerweise in Familien. Das dominante Männchen, ein Silberrücken, bestimmt die Marschrichtung auf den Streifzügen durch den Dschungel. Der Anführer der Amahoro-Gruppe ist vor kurzer Zeit gestorben. Das hat viel Unruhe in die Familie gebracht. Zwei Silberrücken, Charles und Umwumba, kämpften um die Nachfolge. Schließlich, verließ Umwumba zusammen mit einem Schwarzrücken und einer Dame die

Am Vulkan Bisoke sind die Gorillas der Amahoro-Gruppe zu Hause.

Familie und gründete so eine neue Gruppe. Wir sind heute unterwegs zu der Truppe mit 12 Gorillas, die jetzt von Charles angeführt wird. Safari-Fahrzeuge bringen uns zum Fuß des Vulkans Bisoke. Stefan und der Landy bleiben traurig am Headquarter zurück.
Der Fahrer unseres Fahrzeugs ist entnervt. Je mehr wir uns dem Bisoke nähern, um so länger wird der Schweif an Kindern, die uns folgen. Einige versuchen sogar während der Fahrt auf das Ersatzrad aufzuspringen. Sie wissen natürlich, dass die Touristen viel Geld für diese Natur-Erfahrung bezahlen und hoffen auf eine Spende.
Am Ausgangspunkt für das Trecking warten zwei bewaffnete Soldaten. Sie geben uns Geleitschutz auf der Pirsch durch den Urwald. Auch heute noch sind die Tiere durch Wilderer bedroht. Erst im Jahr 2002 haben sie zwei Weibchen der Susa-Gruppe getötet, um an ihre Babies heranzukommen, die sich auf dem internationalen Markt gut verkaufen lassen. Die Tiere werden von sogenannten Treckern geschützt. Diese gehen erst nach Hause wenn es dunkel wird und machen sich noch vor Sonnenaufgang wieder zu den Gorillas auf. Für uns hat das den positiven Effekt, dass wir die Amahoro-Gruppe nicht suchen müssen.
Zunächst laufen wir auf Trampelpfaden durch Kulturland. Francis nutzt die Gelegenheit, um uns mit dem „Gorilla-Knigge“ bekannt zu machen. Diese Verhaltensregeln (für Menschen ;-) sind Teil des Ökotourismus-Projekts und dienen nicht nur der Sicherheit der Tiere, sondern auch unserer eigenen. Hier ein paar Auszüge:

- Nimm nur Fotos, hinterlasse nur Fußspuren
- Halte mindestens sieben Meter Abstand zu den Tieren. Dies minimiert die Gefahr, dass sich die Gorillas mit menschlichen Keimen infizieren
- Wenn Gorillas auf dich zustürmen, mach dich ganz klein und bewege dich langsam, schaue den Gorillas NIE direkt in die Augen, NICHT weglaufen!
- Benutze kein Blitzlicht
- Wenn du deinen Darm erleichtern musst, dann bitte den Führer ein Loch zu graben. Stelle sicher, dass das Loch mindestens 30 cm tief ist und fülle es mit Erde auf, wenn du fertig bist.

Wir haben den Rand des Regenwalds erreicht. Dichte Primärvegetation tut sich vor uns auf. Zu Beginn steigen wir noch über schlammige Pfade den steilen Hang hinauf, aber schon bald verlassen wir den Weg und kämpfen uns durch das Unterholz. Plötzlich signalisiert uns Francis die Rucksäcke abzulegen, unsere Kameras zu zücken und ihm zu folgen. Beim ersten Anblick der Gruppe laufen mir kleine Schauer über den Rücken. Da sitzen sie alle auf der Erde. Unbeeindruckt von unserer Gegenwart zeigen sie uns ihr Hinterteil. Die Gruppe hat einen wohlschmeckenden Bambus entdeckt. Sie brechen einzelne Sprosse ab, entfernen die äußere Rinde mit den Zähnen und kauen genüsslich auf dem Mark. Die Verwandtschaft lässt sich nicht leugnen. In den Dörfern sitzen die Rwander unter Bäumen und kauen genüsslich auf Zuckerrohrstauden.



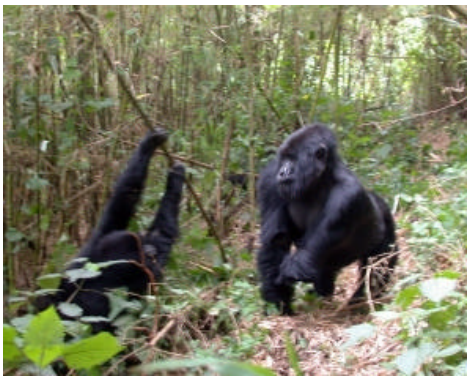
Tief im Dickicht des Urwalds sitzt ein Gorilla-Weibchen und kaut den wohlschmeckenden Bambus.

Auch Charles lässt es sich schmecken

Gorillas verbringen jedoch ein Drittel des Tages mit essen, sie sind streng vegetarisch.
Zu ihrer Leibspeise gehört außer dem Bambus die Riesendistel und wilder Sellerie. Gemeinsam ist diesen Pflanzen, dass sie wasserreich sind. So können Gorillas lange Zeit überleben, auch ohne etwas zu trinken.
Jetzt lernen wir den Trecker kennen. Als wir näher an die Gruppe heran rücken, macht er in regelmäßigen Abständen ein Geräusch, das so klingt, als würde er sich räuspern. In Wahrheit handelt es sich dabei um einen Laut der Beschwichtigung. So signalisiert er der Gruppe und ihrem Anführer Charles, dass wir in guter Absicht hier sind und uns seinem Willen unterordnen. Die Ranger kennen inzwischen die Bedeutung einer ganzen Reihe von Lautäußerungen. Aber nicht nur Sprache, sondern auch Mimik und Gestik spielen bei der Kommunikation eine große Rolle. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass sich diese Gorillas gerade amüsieren über unsere unbeholfenen Versuche, ihnen auf den Versen zu bleiben. Immer wieder stolpern wir übereinander und über hinterlistige Fangschlingen am Boden.

Der Rücken juckt

Die Herren der Schöpfung



Klimmzüge unter der Aufsicht eines Blackback

Die Jungtiere sind besonders lustig anzuschauen. Die Kleinen klettern auf Bäume und Sträucher, haben aber noch wenig Gefühl dafür, welche Äste ihr Körpergewicht tragen können. So purzeln sie immer wieder mit abknickenden Zweigen zu Boden. Eines der Weibchen hat ein wenige Wochen altes Baby. Es ist noch so klein, dass sie es auf der Hand trägt. Wenn es etwas älter ist, wird es sich auf dem Rücken der Mutter an ihrem Fell festhalten. Zwischen Babies und Silberrücken können sich ebenfalls feste Bande entwickeln. Es kommt vor, dass der Vater die Aufzucht der Kinder übernimmt, wenn die Mutter stirbt. Das ist einzigartig im Reich der Primaten.

Charles und seine Auserwählte

Charles schreitet zum Liebesakt. Die Auserwählte nimmt es mit Gelassenheit. Es dauert nur wenige Minuten. Unterdessen entgleitet ihm mehrfach angestrengtes Grunzen. Nahezu übergangslos herrscht helle Aufregung. Ein Konflikt bahnt sich an, denn Umwumba, der zweite Silberrücken, ist mit seiner kleinen Sippe plötzlich aufgetaucht. Ohne Umschweife startet er einen Angriff auf Charles. Die Absicht ist klar, er möchte alle Weibchen der Gruppe übernehmen. Charles treibt die Familie immer schneller vorwärts durch den Busch. Er selbst läuft nervöse umher und unternimmt mehrere Angriffe auf Umwumba. Da sich alles sehr schnell und im Dickicht abspielt, können wir häufig nur die Geräusche des Kampfes hören. Es lässt sich kaum vermeiden, dass wir zwischen die Fronten geraten. Charles streift dabei einmal sehr eng an mir vorbei, aus Faszination halte ich seinem Blick stand. Er ist von großer Statur, hat wahnsinnig muskulöse Arme und einen riesigen Schädel, aber seine Augen blicken mich friedvoll an, fast mit väterlicher Fürsorge. In diesem Moment kann ich Dian Fossey sehr gut verstehen.

Charles ganz nah

Schön zu erkennen, warum man ihn Silberrücken nennt.

Abschiedsszenen

Das Abenteuer neigt sich viel zu schnell seinem Ende. Nach etwas mehr als einer Stunde müssen wir die Gorillas verlassen. Die gesamte Gruppe sitzt in der Sonne beisammen. Wir haben den Eindruck, sie posieren für unser Abschiedsfoto.